Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 227 (1948)

Artikel: Der Doppelgänger : Humoreske
Autor: Beat, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375342

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Doppelgänger

Humoreske von **Hans Beat.**

Sebastian Bölsterli, ein Meister der Nadel, kannte sein Fach wie nicht gleich einer. Mit Kleidern Leute zu machen, schuf ihm die Genugtuung, die ihn den Kopf hoch tragen ließ. Er war nicht irgend ein Schneider, er war wirklich ein Schneidermeister. Der Korpulente, der ein Kleid von ihm trug, war höchstens noch gut proportioniert, und der Mann mit Hängeschultern und Hühnerbrust konnte sich dem Aussehen nach, so lang er den Rock anbehielt, ruhig ins zweite Glied der Nationalturner stellen.

So hatte Bölsterli, weil ja wenige Menschen einen vollendeten Körper ihr eigen nennen, eine gute und treue Kundschaft erworben, und durch sie war er im Lauf der Zeit zu einem angesehenen und vermöglichen Mann geworden. Ein anderer hätte sich daran genügen lassen, ein ungesorgtes Alter in einem sonnigen Eigenheim vor sich zu haben. Aber Bölsterli litt an einem geheimen Leiden. Er dürstete ganz im Verborgenen nach Bedeutung in der Welt des Geistes, nicht nur in der der Kleider. Ja, er kam in Gefahr, seinen ehrsamen Schneiderberuf gering zu achten, um eines, wie er meinte, Höheren willen, zu dem er nun einmal, trotzdem er sich auf die Zehen stellte, nicht hinaufwachsen konnte. Er hatte es mit der Poesie versucht, er hatte den Traum, einen Roman zu schreiben. Aber seufzend gab er von selber auf. So gut ihm seine Kleider gerieten, der Schnitt seiner Gedichte war jämmerlich, und was darin steckte, war nicht besser. Er gab es auf, seufzervoll, aber die Sehnsucht nach Bedeutung wurde damit nicht kleiner, und er litt hoffnungslos, bis ein falscher Schein in sein Leben hinein irrlichterte, dem Bölsterli wie ein Süchtiger nachging.

Für die Heimfahrt aus der Stadt hatte er eine Illustrierte Zeitung gekauft: Krieg, Soldaten, Generäle, immer dasselbe. – Da, auf der zweitletzten Seite das Bild eines zeitgenössischen Dichters, das Sebastian Bölsterli vorkam fast wie sein eigenes. Den eigenen Spitzbart noch etwas kürzen, dort, wo es vom Hals gradlinig zum Hinterhaupt, das bei ihm nicht vorhanden war, emporstieg, sein etwas lockiges Haar buschig stehen lassen – Bölsterli verstand vom Schneidern her Nichtvorhandenes vorzutäuschen –, dann war er der Doppelgänger eines berühmten Mannes und konnte, wer weiß, mit geborgtem Glanze leuchten.

Der Kollege von der anderen Schere, der Haarkünstler, hatte keine leichten Zeiten, bis er es dem Kleiderkünstler endlich recht machen konnte. Aber dann war es so weit. Im Halbschatten mochte Bölsterli von einem Kurzsichtigen für den Dichter gehalten werden. Ganz wohl war es Bölsterli nicht dabei, er wurde, was er bis jetzt an sich nicht gekannt hatte, unsicher. Nicht äußerlich, aber innerlich begann er, ein Doppelleben zu führen: war er Schneider, oder wohnte in ihm das noch nicht zum Leben erwachte Genie? Denn wenn er äußerlich dem Dichter glich, mußte das denn nicht innerlich auch der Fall sein? Bölsterli bekam Allüren, schwieg, in die Ferne schauend, räusperte sich, redete von der Weltenseele, so daß seine Babette ihn manchmal verstohlen und kummervoll betrachtete.

„Sebastian," sagte sie, „du mußt ausspannen, du darfst es dir wohl leisten und kannst es, dein Meistergeselle wird schon zum Rechten sehen." Und so fuhr eine Woche später Sebastian mit seiner Babette in den Tessin, und seine Kleiderkunst, die er an anderen übte, hatte er nicht an sich selbst gespart. Wer hätte geahnt, als Bölsterli seine Morgenpromenade am See machte, einen Rohrstock mit Silberknauf in der Rechten, mit der gelbbehandschuhten Linken ein Buch mit blauem Einband tragend, einen weichen grauen Filzhut auf dem Kopf, daß das der ehrsame Schneidermeister Sebastian Bölsterli sei. Die Babette verstand ihn nicht mehr. Ein Argwohn, gegen den sie sich wehrte, stieg in ihr auf. Aber sie verwarf ihn wieder, Sebastian hielt nicht Ausschau nach fremden Frauen. Und doch war Sebastian nicht mehr Sebastian. Sie merkte nur, daß er auf etwas wartete, und was er erwartete kam. Es war an der Schifflände eines Ausflugsortes. Sebastian stand in Positur, „das Land der Griechen mit der Seele suchend" – es war zwar nur Italien, in das er groß hinüberschaute. Da fiel aus der Mitte der Wartenden das Wort: „Er ist's, der große Dichter!" Bölsterli stand im Kreuzfeuer der Blicke, er steigerte, so wie er es verstand, Gang und Haltung, Miene und Blick ins Erhabene, ins Einmalige. Jetzt spielte Bölsterli auf den Brettern, die die Welt bedeuten, jetzt war seine große Stunde da, auf die er seit Jahren gewartet hatte: die Menschen hielten ihn für einen Großen.

Als Sebastian an jenem Abend, groß wie er war, auch groß ins Bett ging, meinte Babette, warum haben dich auch die Leute dort beim Schiff angeschaut, wie wenn du ein Kalb mit zwei Köpfen wärst? Das war das Tüpflein aufs i. Seine eigene Frau hatte nie etwas gemerkt, er selber sagte nichts von seinen Träumen, er hoffte, Babette entdecke ihn, sähe verehrungsvoll zu ihm auf, mit schüchterner Zärtlichkeit sollte sie sich ihm nahen, und nun war sie so blind, nicht zu sehen, was Fremde auf den ersten Blick erkannten. Als der große Sebastian sich seiner Frau zu erkennen gab, da verstand sie, was ihr seit Wochen und Monaten ein Rätsel war, aber sie freute sich nicht, sie seufzte, denn jetzt bekam sie Angst um ihren Bölsterli. Wo mußte das enden, wenn das so weiter ging, als im Irrenhaus? Ihre einfache Seele ahnte die Gefahr, in der ihr naiver Sebastian stand. Würde er, der sich so ernst nahm, diese Spannung zwischen Sein und Schein aushalten, ohne daß etwas in seinem Seelenleben in die Brüche ging? Aber keine Bitte und kein Räsonnieren half, im Gegenteil, Bölsterli wurde nur steifer. Wie eine Fuchtel, die ihn teuflisch aufstachelte, den großen Dichter zu spielen, trieb ihn jenes verhängnisvolle Wort: „Er ist es!" weiter auf seiner Bahn. Geziert, affektiert ging und aß und stand er! Babette rief die Engel um Hilfe, da sie selber keine Hilfe mehr wußte. Und sie kamen, wenn auch in sonderbarer Gestalt.

Bölsterli erweckte nun richtig die Aufmerksamkeit der Müßiggänger. Gierig lusterte er auf ihre Worte, bis er wieder solche hörte, die ihm galten. „Isch das e Chalb!" Das traf, wie ein Schlag. Abwehr, Empörung, Ver-

achtung erfüllten ihn, aber ein Stachel war geblieben, den brachte er nicht mehr heraus. Wie ein Scheinwerfer ein Halbdunkel plötzlich überfallartig aufleuchtet, so sah er sich mit diesem harten Wort in die Selbsterkenntnis gesetzt. Ja, die hatten ja recht, und die andern, die ihn für einen Großen hielten, hatten unrecht. Bölsterli merkte erst jetzt, wie er unter dem Schwindel litt, wie die Schauspielerei ihn verzehrte, wie er seine treue Babette verlor, wie er sich selbst abhanden kam.

Bölsterli betrat den ersten Barbierladen. Der Mann des Messers und der Schere machte umsonst seine Einwendungen. Die Hinterhauptlocken, der Spitz- und der Schnurrbart mußten fallen, und fröhlich pfeifend bummelte Sebastian zurück ins Hotel. Zu Tode erschrak Babette, sie kannte ihn fast nicht mehr. „Sebastian, was ist mit dir?" – „Es Chalb bin i gsi", gab er zur Antwort, und sie erfaßte mit einem Blick, daß die Engel gekommen und geholfen hatten, bevor es zu spät geworden war. „Aber en Liebe bisch", sagte sie unter Tränen, und Bölsterli behauptete später immer wieder, das sei seine zweite und beste Hochzeitsreise gewesen.

Bölsterli ist gesund geworden und freute sich neu seines ehrsamen Berufes. Aber wie viel Schwestern und Brüder Bölsterli laufen im Land herum und sind noch krank im selben Spital. Wie viele einfache Mädchen versuchen, irgend eine Filmdiva nachzuäffen, und verspielen ihren Körper und ihre Seele. Junge Männer, mißachtend des kleinen geistigen Eigenbesitzes, den ein jeder in sich trägt, ahmen irgend eine Sport- oder Wissenskanone nach, verlieren sich selbst und werden zum billigen Abklatsch. Ein Stück Ursprünglichkeit und Mark unseres Volkes ist in Gefahr, zugrunde zu gehen. Möchten auch ihnen die Engel zu Hilfe kommen, wie sie dem Sebastian Bölsterli halfen.

FRÜHERE JAHRGÄNGE DES

Appenzeller Kalenders

MIT KULTURHISTORISCH WERTVOLLEM INHALT ZU BEZIEHEN BEIM VERLAGE

Verlaß dich immer auf dich selbst
Und niemals auf die andern;
Denn du bist immer mit dir selbst
Derweil die andern wandern.

Lob der Hausmutter

Das Reich der Mutter ist klein und ist groß zugleich.
Dienen ist ihr Gewinn, ihr Herz wird mit Geben reich.
Sie lauscht auf der Stunde Gebot, allzeit besonnen und wach.
Sie grüßt die Freude im Garten. Sie ringt mit dem Ungemach,
Verschwiegen im stillen, niemand weiß davon;
Sie schafft es ohne Müssen, nur um heimlichen Lohn.
Das Haus ist von ihr beseelt. Die Stuben atmen den Geist,
Der ihrem beweglichen Treusein die Wege weist.
Jedwedes Ding ist am Ort, Milchtopf, Pfännlein und Krug,
Wenig von allem, und doch von allem genug.
Leinwand, im Kasten versorgt. Ein Bild an der Wand:
Die Jugendheimat, darin ihr Wesen erstand.
O, es ist fast nur Einfalt in ihr und Glaube und Fleiß,
Der für die andern denkt, um jedes Gebrestlein weiß.
Sie singt vor den Kindern die eigenen Sorgen zur Ruh,
Sie hilft ihnen Ställe bau'n mit Schäflein, mit Roß und Kuh.
Den Nestvogel fährt sie im Wägelchen mit aufs Feld;
Der Acker, das Kind, um beide ist's gut bestellt.
Sie bringt den Ältesten zur Schule. Ein Tränlein bittet für ihn.
Sie rät ihm beim Rechnen daheim, vergessend die eigenen Müh'n.
Sie lehrt ihn am Erntetag des Ackers Treue verstehn;
Kein Werk ist so nüchtern, sie weiß ein Körnlein zu sä'n.
Sie deutet der Wachtel Schlag im dämmrigen Halmengeviert,
Verheißt, daß der gute Wille die guten Jahre gebiert.
Sie schmückt die Ostereier mit Sprüchlein und Band,
Sie backt die leckern Birnenwecken am Jahresrand.
Sie sitzt im Kirchenstuhle, ergeben und klein,
Sie betet nicht für sich, sie fleht um des Hauses Gedeihn.
Wer hat sie das Wissen um Kraut und Kräutlein gelehrt,
In denen der Herrgott uns Lind'rung und Heilkraft beschert?
Wer lieh ihr die Gabe, mit Kindern ein Kind zu sein,
Und doch über ihnen zu stehn in einem schier göttlichen Schein?
Wer gab dieser Frau die Stärke, stärker zu sein als ein Mann?
Die Liebe, das Wunder Liebe hat es getan.
Die Liebe ist ihr Geheimnis, ihr Wachsen, ihr freudiger Mut,
Der Grundstein, darauf des Hauses Wohlfahrt ruht.
Sie stellt sich dem Glück in den Weg, eh' es die Schwelle verläßt,
Sie hält mit der Stille Rat in Leid und Fest.
Der Mutter Hände sind hart vom Werken in Haus und Flur –
Der Mutter Hände tragen der Güte unauslöschliche Spur.
Gesegnetes Heim, das Dank ihr und Ehren beut!
Wohl kommt die Zeit, die die Saat des Vergessens streut.
Ein neuer Stern geht über dem Treubund auf,
Doch keine Stunde ist leer in der Mutter ermattendem Lauf.
Sie findet ihr Genügen, noch wenn sie, vom Leben verdrängt,
Ihr Herz an die verborgensten Liebeswerklein hängt.
Sie sind ihre Abendsonne, ihre selige Müh' –
So war meine Mutter, und Tausende sind wie sie.

Alfred Huggenberger.